

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 37 (1950)
Heft: 19

Artikel: Schweizerische Bauernhaustypen
Autor: Gschwend, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-534293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN, 1. FEBRUAR 1951

NR. 19

37. JAHRGANG

ZU UNSEREM TITELBILD

Von Paul Pfiffner, St. Gallen

Giovanni Müller verdanken wir den Holzschnitt, der auf unserm Titelblatt verkleinert wiedergegeben ist.

Giovanni sagte einmal zu mir: »Weißt du, nicht bloß Stamm und Äste, nein, den Saft muß man malen, der den Baum durchzieht.« Den »Saft«, die Seele, das Leben der Dinge samt der Atmosphäre, die sie umgibt, die hat der Maler in seine Bilder hineinzubringen. Wo dies nicht gelingt, da fehlt dem Werk das Wesentliche, der Adel wahrer Kunst.

Die Seele. — Fühlen wir es unserm Künstler nicht nach, wie zufrieden er sein Werk werden sieht? Und ist es nicht etwas wie Andacht, was den andern Sennen beim Kneten der Butter ergriffen hat? Er hat eine Gottesgabe unter den Händen.

Und welch ein Leben erfüllt die Hütte! Wie durchpulst es die beiden Männer, wie flammt es im Feuer unter dem »Kessi«, wie spielt es im Widerschein des Lichtes an Mauern und Boden, auf Gewand, Gerät und Gesichtern!

Und wer je einmal in einer Alphütte stand, dem bestätigt seine Nase, daß unser Maler selbst die Düfte von dampfender Schotte und brennendem Tannenharz, das Aroma von süßem Schmalz und die Kühle des Bergwassers, die Würze von Milch und Nidel und frischer Höhenluft, die durch alle Lücken in die Hütte dringt, ins Bild gezaubert hat.

Giovanni Müller, 1890 im Toggenburgerdörflein Krinau geboren, ist mit Kühen und Geißen in der Welt der Kleinbauern aufgewachsen. Nach der ersten künstlerischen Schulung im Gewerbemuseum St. Gallen hat er in München, Venedig, Florenz und Rom gesehen, was Große und Größte unter Kunst verstehen, und in Amerika weitete er den Blick für Welt und Leben.

Heute wohnt er in Zürich. Aber immer wieder zieht es ihn aus der Großstadt heim zu seinen Kleinbauern ins Toggenburg oder in die entlegensten Täler des Tessins, wo man unter anderm Licht und anderm Rhythmus gleich bescheiden lebt.

SCHWEIZERISCHE BAUERNHAUSTYPEN

Von Dr. M. Gschwend, Basel

A. Bauten der Temporärsiedlungen

B. Bauten der Dauersiedlungen

1. Das Wohngebäude im Mehrhausbau

a) Einzelwohnhäuser

aa) Vertikale Anordnung der Räume

bb) Horizontale Anordnung der Räume

b) Doppelwohnhäuser

c) Das Haupthaus

2. Die Wirtschaftsgebäude im Mehrhausbau

3. Der Einhausbau

Wir wollen im folgenden versuchen, in einem kurzen Überblick eine Auswahl der wichtigsten Bauernhaustypen zu bieten und ihre inneren Zusammenhänge darzustellen.

Dabei gehen wir einmal nicht von den regionalen Gesichtspunkten aus, sondern berücksichtigen vor allem die Einteilung, die Anordnung der Wohn- und Wirtschaftsräume sowie die Funktion der Bauten. Es werden dabei verschiedene Merkmale, wie die regionale Verbreitung der Typen, die Konstruktion, das Baumaterial, die innere Ausgestaltung, die Schmuckformen usw. eher eine sekundäre Rolle spielen oder gar nicht erwähnt werden. Wir dürfen dies um so mehr in Kauf nehmen, als gerade die erwähnten Einteilungsprinzipien in der bisherigen Literatur an erster Stelle gestanden haben. Der zur Verfügung stehende Raum zwingt uns auch, auf die Darstellung aller Typen zu verzichten und uns auf die wichtigsten zu beschränken.

Die vorliegende Arbeit stützt sich durchwegs auf das Aufnahmematerial der »Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz«, welche versucht, durch umfassende technische, historische, terminologische, siedlungs- und wirtschaftsgeographische Aufnahmen das komplexe und von den verschiedensten Faktoren abhängige Gebilde des Bauernhauses zu studieren.

A. Bauten der Temporärsiedlungen.

Ursprünglich waren alle bäuerlichen Betriebe der Schweiz, wie in andern Agrarländern, auf Selbstversorgung eingestellt. Das führte vor allem im voralpinen und alpinen Gebiet zu dem verbreiteten jahreszeitlichen Weidenomadismus, bei dem im Frühjahr das Vieh aus dem Tal über die Vor- oder Maiensäße (franz. *mayens*, ital. *monti*) auf die Alpweiden steigt und im Herbst in umgekehrter Reihenfolge wieder in die Talställe zurückkehrt. Deshalb werden außer den dauernd bewohnten Talsiedlungen noch temporäre, periodische benötigt. Die relativ kurze Benützungszeit der Maiensäße (einige Tage oder Wochen im Frühjahr und Herbst) sowie der Alpen (im Hochsommer), die Tatsache ferner, daß zur Sommerszeit das Bauernleben sich haupt-

sächlich im Freien abspielt und das Vorherrschen bestimmter wirtschaftlicher Faktoren bedingen ganz typische Bauten auf dieser Siedlungsstufe.

Die Gebäude der Temporärsiedlungen sind einfacher als jene der Dauersiedlungen und zeigen oft noch altertümliche Formen des Hausbaus. Als Konstruktionsarten treffen wir entweder Blockbau, Steinbau oder eine Kombination beider. Meist sind es Einzweckbauten, höchstens durch nachträgliche Unterteilung mehreren Funktionen dienend. Im einfachsten Fall birgt ein einräumiges Rauchhaus die Wohnküche mit der Feuerstelle, die zugleich bei der Käsebereitung benützt wird.

Im Steinbaugebiet des mittleren Tessin, aber auch im Blockbaubereich des Kantons Graubünden wird dem Herdraum sehr oft nicht einmal ein selbständiger Bau zugebilligt. Die Feuerstelle liegt vielmehr in einem kleinen, pultdachbedeckten, trauf- oder giebelseitigen Anbau oder rückt im Val Verzasca sogar ins Innere des massiv gebauten Heustalles an die bergseitige Giebelwand. Diese außerordentlich gefährliche Lage der Feuerstelle konnte sich bis heute nur deshalb erhalten, weil hier keine Brandversicherungspflicht besteht! Die ausgesprochene Reduktion des Feuerraumes ist charakteristisch, läßt sie doch deutlich die untergeordnete Bedeutung des Wohnens auf den Maiensäßen erkennen.

Neben den einräumigen Wohnbauten, zu denen sich auch etwa kleine, einzellige Schlafhäuschen oder von außen geheizte Stuben (*Calancatal*) gesellen, und den reduzierten Formen ist der zweiräumige Haustyp über das ganze Gebiet der Alpwirtschaft verbreitet. Bergseits, teilweise in den Hang eingetieft, liegt die meist ummauerte Wohnküche, daran angestoßen der Block der Wohnstube. Die Ummauerung des Herdraumes reduziert sich oft auf eine hüfthohe Mauer um die Feuerstelle. Auf die übrigen Bauten der temporären Siedlungen, wie Heuställe, Stadel, Kässpeicher,

WOHNHAUS IN CAMISCHOLAS

Kt. Graubünden

Giebelständig zur Straße stehendes zweiraumtiefes Haus. Gemauerte Küche mit kleinem Vorraum (Eingang), anschließend Stube und Kammer im Blockteil. Obergeschoß mit Kammern.

Schwach geneigtes Schindeldach (Pfettenkonstruktion) mit ausgehöhltem Holzkännel. Gewichtshölzer und Steine verhindern, daß der Wind die aufgelegten Schindeln wegweht.



Milchkeller (in den Hang eingegraben oder von kühlendem Quellwasser durchflossen) usw. brauchen wir nicht weiter einzugehen.

B. Bauten der Dauersiedlungen.

1. Das Wohngebäude im Mehrhausbau.

Beim Mehrhausbau, der besonders im alpinen Gebiet vorkommt, sind die einzelnen Bauten, deren Zahl und Funktion je nach der vorhandenen Wirtschaftsform und Betriebsgröße wechseln, vollständig getrennt konstruiert und dienen meist nur einem bestimmten Zweck (Einzweckbauten). Dabei dürften auch für die Dauersiedlungen als ursprüngliche Ausgangspunkte die bei den temporären Siedlungen genannten einfachen Bauten gelten. Je nachdem Küche, Stube und Kammern kombiniert werden, stehen verschiedene Wege der Entwicklung offen.

a) Einzelwohnhäuser.

aa) Vertikale Anordnung der Räume.

Diese Art der Erweiterung finden wir nur im Steinbaugbiet der südlichen Alpentäler. Durch Einschieben einer Decke in einräumigen Bauten und durch weitere Aufstockung entstehen turmartige, jedoch in jedem Stockwerk nur einen Raum ent-

haltende Häuser. Die Zugänge liegen teils ebenerdig, teils führen Außentreppen zu den obern Stockwerken. Die beschränkten Möglichkeiten, diese Bauten zu erweitern und auszunützen, führen zur Erstellung von trauf- oder giebelseitigen hölzernen Lauben, durch die man, wenn sie teilweise oder ganz eingewandert werden, weitere Räume gewinnen kann. Die steinerne Laube wird zur Loggia und gibt mit ihren Rundbogen den Dörfern ein architektonisch reizendes Aussehen. Durch Zusammenschluß von Einzweckbauten und verbindenden Terrassen können sekundär größere Hofanlagen entstehen.

bb) Horizontale Anordnung der Räume.

Hier stehen theoretisch beliebige Wege offen. Eigenartigerweise aber werden im bäuerlichen Hausbau nur ganz bestimmte Formen benützt. Als Ausgangspunkt kennen wir bereits die zweiräumigen Bauten (Küche, Stube), bei denen Feuerherd und Ofenheizung stets nahe beieinander liegen. Nur in einigen Gebieten der Kantone Tessin und Graubünden wird der Stubenofen von außen geheizt. Weit vorgezogene Dächer, teilweise von Stützen getragen und richtige Lauben lassen die sog. »Vorlaubenhäuser« erkennen. Die Notwendigkeit, zur Winterszeit den Ofen von außen heizen zu

müssen, ließ bestimmt bald den Wunsch nach einem überdachten Raum entstehen, der später als geschlossener Vorraum oder Gang ins Haus einbezogen wurde. Sehr oft liegt die Küche im Erdgeschoß, während die von außen geheizte Stube im Oberge-

noch Platz für einen quer zum First verlaufenden Gang, der die beiden traufseitigen Zugänge zur ehemaligen großen Rauchküche verbindet. Von hier aus wird auch der Stubenofen geheizt. Auf die Entwicklung der Rauchfänge und Kamine, sowie die

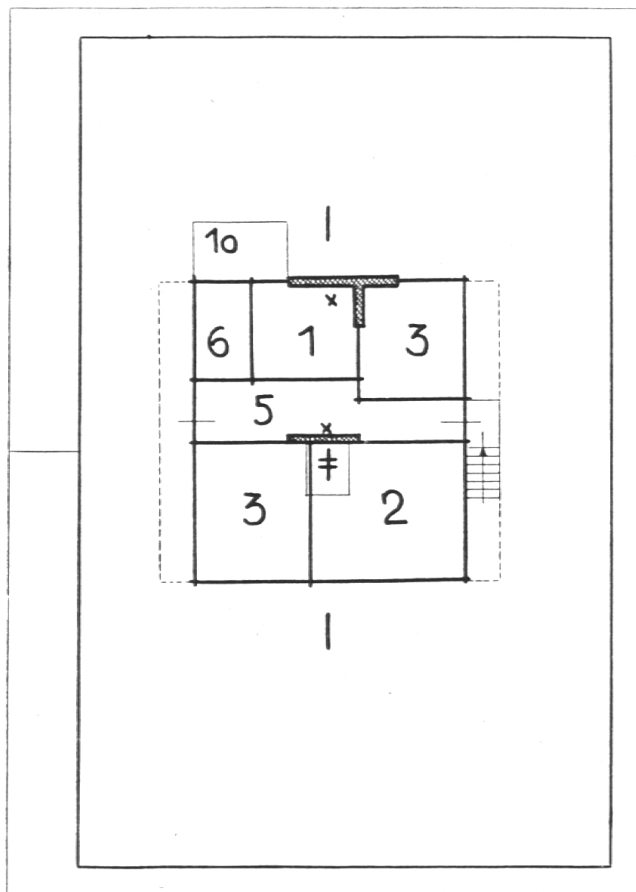


Abb. 1:

**WOHNHAUS
IN OBER-RICKENBACH
Kt. Nidwalden**

Ursprünglich zweiraumtiefer Bau mit großer Rauchküche, Stube und Kammer. Sekundäre Unterteilung des Küchenraumes, wodurch man eine Kammer, eine Speisekammer und einen quer zum First verlaufenden Gang gewann. Blockbau mit gemauerter Feuerwand.

Legende für alle Planskizzen:

- | | |
|------------|------------|
| 1 Küche | 6 Speicher |
| 2 Stube | 7 Tenn |
| 3 Kammer | 8 Stall |
| 4 Gang | 9 Heuraum |
| 5 Vorplatz | 10 Schopf |

Maßstab: 1 : 300.

schoß über eine Außentreppe und die Laube erreicht wird.

Die einsetzende Unterteilung der Räume erfaßt sowohl Küche wie Stube. Der Stubenraum wird gewöhnlich nicht in mehr als zwei Zimmer zerlegt, wobei der große Ofen meist noch etwas von seiner Wärme in die Nebenstube spendet. Von der Küche dagegen wird sehr oft ein Vorplatz, der auch die Treppe ins Obergeschoß aufnimmt, sowie eine Küchenkammer abgetrennt, die als eigentliche Schlafkammer, als Speisekammer oder Eßraum benützt wird (Abb. 1). Die Unterteilung folgt der Firstrichtung. Sind die Trennwände nicht bis zur Stubenwand durchgezogen, so bleibt

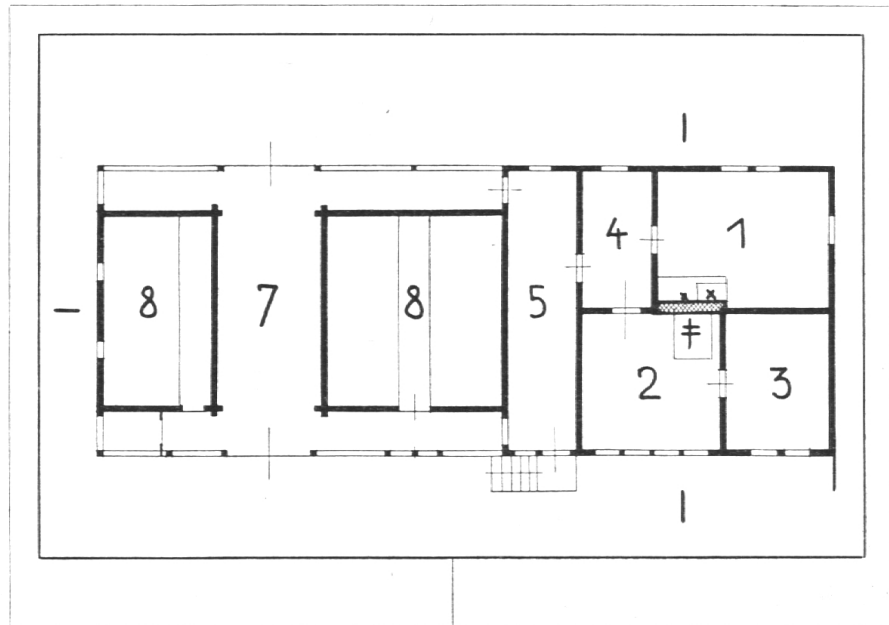
Besprechung der Backöfen wollen wir verzichten.

Bis jetzt sprachen wir stets von vollständig getrennten Einweckbauten. Aber auch dann, wenn die Wohn- und Wirtschaftsgebäude zusammengestoßen sind und ein gemeinsames Dach beide überdeckt, begegnen uns dieselben Grundrisse. Es handelt sich eben nicht um wirkliche Einhausbauten, sondern um konstruktiv getrennte Baukörper (sekundäre Vielweckbauten). Da und dort, vor allem in der Ostschweiz, trifft man Bauernhäuser, deren Wohnteil quer zum Wirtschaftsteil steht, einen sog. Kreuzfirst bildend (Abb. 2). Die Küche und die Stube werden in der uns bereits aus dem alpi-

Abb. 2:

**BAUERNHAUS
IN URNÄSCH**
Kt. Appenzell-A. Rh.

Sekundärer Vielzweckbau. Wohnteil mit unterteilter Küche, Stube und Kammer, Gang traufseitig. Wirtschaftsteil mit Doppelstall, Tenn und Einfachstall. Der Wohnteil steht quer zum Wirtschaftsteil (Kreuzfirst). Ständerbau mit Blockbau gemischt.



nen Gebiet bekannten Art unterteilt. Der Wirtschaftsteil ist nur angelehnt, der Bau verrät noch die ehemalige Blockkonstruktion, die heute meist von einer Ständerwand umgeben ist. Ähnliche Verhältnisse konstatieren wir in zahlreichen andern Gegenden der Schweiz, denken wir nur an die Nordwestschweiz, die Kantone Schaffhausen oder Thurgau, wo die genau gleiche Einteilung des Wohnteiles vorkommt, jedoch um 90 Grad gedreht, so daß der First über das ganze Haus ungebrochen hinwegzieht.

b) Doppelwohnhäuser.

Sehr viele bäuerliche Bauten werden von zwei, evtl. von mehreren Familien bewohnt. Grundsätzlich handelt es sich um Verdoppelungen von zwei- oder dreiraumtiefen Wohnteilen, entsprechend den Formen, die wir schon kennen.

Im Zürcher Oberland, besonders in den Tälern der Töß und Thur, sind zweiraumtiefe Wohnbauten zu Doppel- und Mehrfamilienhäusern aneinander gereiht. Man bezeichnet diese gewöhnlich in Ständerbauweise erstellten Häuser mit dem volkstümlichen Namen als »Flarzhäuser«. Von den Stuben und Küchen können der Gang abgetrennt oder durch seitliche Anbauten Kammern angefügt werden. Auch diese An-

ordnung hält sich unabhängig von der Firstrichtung. Mit dem Aufkommen der Hausindustrie (Seidenweberei, Stickerei) wurden Webkeller und Stuben mit breiten Fensterfronten (Fensterwagen) eingebaut.

In den dreiraumtiefen Doppelwohnhäusern des Zürcher Mittellandes liegt stets die Küche neben der Stube, während die Kammer außen folgt. Meist nimmt die Küche die Mitte ein, bildet eine zentrale Feueranlage, von der aus Herd, Stuben- und Backofen bedient werden können. Es ist auffällig, daß in vielen Fällen der Stubenofen an der äußeren Hauswand steht, ein Platz, der wärmetechnisch äußerst ungünstig gewählt ist.

Als Besonderheit sei auf die Doppel- oder Mehrfamilienhäuser in den Seitentälern des Mittelwallis hingewiesen, welche, ausgehend vom üblichen Typ mit gemauerter Küche und einem davorgestellten Wohnblock, sich in vertikaler Richtung entwickelt haben. Hier bewohnt jede Familie ein ganzes (evtl. halbes) Stockwerk, und die Hochbauten, die oft vier- oder gar fünfgeschossig sind, geben den Dörfern eine charakteristische Note.

c) Das Haupthaus.

In den weiten Hügellandschaften des zentralen Mittellandes dominiert der Mehr-

hausbau als Haufenhof, d. h. in der Verbindung von zwanglos gruppierten Einzweckbauten mit einem großen Haupthaus. Dieses gehört seiner Entstehung, Konstruktion und Einteilung nach zu den Einhausbauten (vgl. unten). Die zugehörigen Einzweckbauten sind nicht bei jedem Hof in gleicher Weise vorhanden. Auch hier machen sich

Dach verdankt der Einhausbau sein Entstehen (Mehrzweckbauten). Das erklärt ohne weiteres, daß die meisten dieser Bauten gar keine wirklichen Einhäuser darstellen, es sind vielmehr getrennt konstruierte Einzweckbauten, welche so nahe aneinandergerückt wurden, daß man ein gemeinsames Dach über sie hinwegziehen konnte.



*EINHAUS IN KÖLLIKEN
Kt. Aargau*

Mehrzweckbau. Links die Wirtschaftsräume, bestehend aus Stall, Futtertenn, Stall und Dreschtenn, nach rechts anschließend der zweiraumtiefe Wohntrakt mit Kammer und Stube. Die Küche liegt für uns unsichtbar auf der Rückseite des Hauses. Ständerbau, dessen Gefache mit Bohlen ausgefüllt sind, Ställe teilweise gemauert. Vier Hochstüde tragen das Strohdach. Vor dem Haus der von einem Lebhag umgebene Bauerngarten.

Unterschiede in der Betriebsgröße und in der Form der Bewirtschaftung bemerkbar. So treffen wir etwa den Wohnstock (Wohnung des Altbauern), ferner Speicher, Backöfen, Trotten, auch zusätzliche Scheunen und Stallungen, sowie Schöpfe aller Art. Zum Hof gehören auch Brunnen, sehr oft als Sode, sowie Feuerweiher, Dungplätze usw.

2. Die Wirtschaftsgebäude im Mehrhausbau.

Da der zur Verfügung stehende Raum sehr begrenzt ist, wollen wir auf die Besprechung der einzelnen Wirtschaftsgebäude nicht näher eingehen. Sie sind zudem durch die wechselnden Wirtschaftsformen bedingt, in den einzelnen Gebieten sehr verschieden.

3. Der Einhausbau.

Dem Bestreben nach Konzentration der Wohn- und Wirtschaftsbauten unter einem

Ist in diesen Fällen die Entstehung aus dem Mehrhausbau ganz einwandfrei zu erkennen, so ist bei anderen großen Einhausbauten dies nicht mehr ohne weiteres der Fall. Hier hat die Entwicklung zur Konzentration schon verhältnismäßig früh eingesetzt, doch ist anzunehmen, daß auch diese Hausformen denselben Ursprung besitzen.

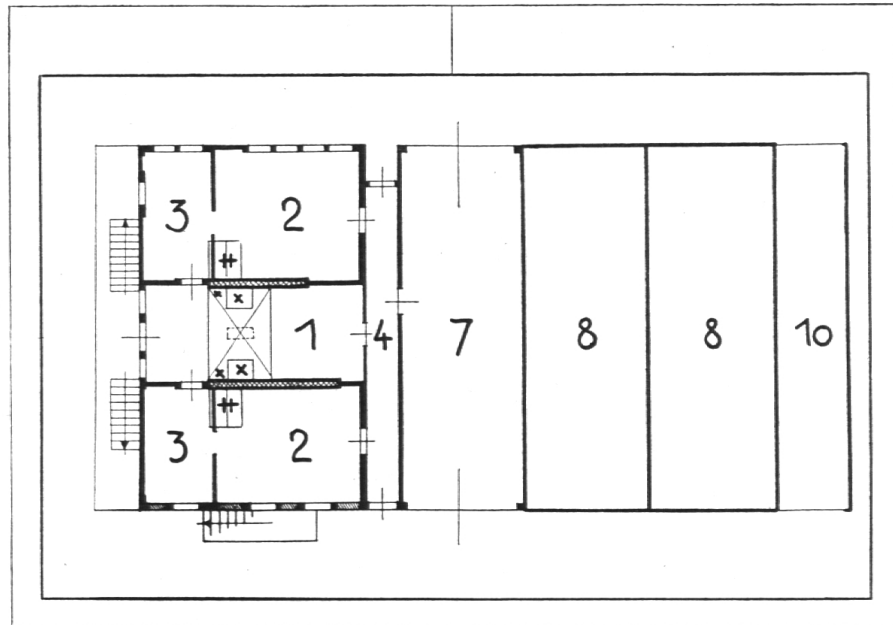
Auch die großen Ständerbauten des Mittellandes, jene Häuser, welche fast verschwinden unter dem riesigen vierseitigen Walmdach, das wie eine Kapuze über den Baukörper gestülpt ist, lassen in der Einteilung des Wohntraktes die genannte Wurzel erkennen. Wir stoßen auf denselben Grundriß: Küche (evtl. mit einem abgetrennten Vorraum) mit zentraler Feuerungsanlage und davorgestellter Stube und Kammer. Daß diese Einteilung, die genau den zweiraumtiefen Häusern im alpinen Raum entspricht, auch in einem reinen

Abb. 3:

**EINHAUS
IN HESSIGKOFEN**

Kt. Solothurn

Doppelwohnhaus mit zentraler Gemeinschaftsküche (großer Rauchfang). Beidseitig Stuben und Kammern anschließend. Quergang. Wirtschaftsteil für zwei Familien berechnet. Ständerbau mit Walmdach



Ständerbau wiederkehrt, dessen Hauptstützen (sog. Hochstüde) als mächtige Pfosten durch das ganze Haus hindurchgehen und das Dach tragen, wundert uns nicht mehr. Meist ist der Wohntrakt gegenüber dem zweiraumtiefen Haus um 90 Grad gedreht, so daß die Firstlinie des Wirtschaftsteils gleich verläuft wie jene des Wohntraktes.

Neben den Bauten, die auf die zweiraumtiefe Anlage zurückgehen, begegnen wir zahlreichen andern, welche dem dreiraumtiefen Grundriß entsprechen. Hier nimmt die Küche die Mitte zwischen Stube und Kammer ein. Ein seitlicher Gang führt quer durch das ganze Haus. Diese Dreiteilung

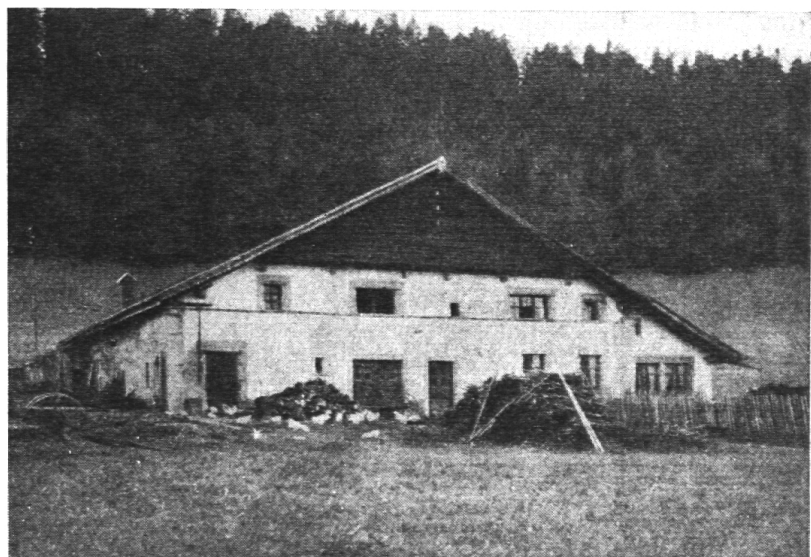
erhält sich auch bei Doppelwohnhäusern, wo die Gemeinschaftsküche im Zentrum des Hauses liegt (Abb. 3). Stuben und Kammern schließen beidseitig an. Manche alten Häuser besitzen noch eine Rauchküche, während in andern weite, offene Kaminhüte den Rauch auffangen. Der Haupteingang führt nicht mehr durch den querverlaufenden Gang, sondern direkt von der Giebelseite her in die Küche. Der anschließende Wirtschaftsteil ist dementsprechend für zwei Familien berechnet.

Die Hausbauten im Hoch- und Faltenjura besitzen ebenfalls einen zwei- oder dreiraumtiefen Wohnteil. Diese Häuser ha-

**EINHAUS IN
LES PONTS-DE-MARTEL**

Kt. Neuenburg

Mehrweckbau. Im Erdgeschoß links der Wirtschaftsteil (Stall, dahinter Scheune), anschließend dreiraumtiefer Wohnteil mit späterem traufseitigem Anbau. Im Obergeschoß Speicherräume und Kammern. Das Haus weist außen Mauerwerk und innen Ständerkonstruktion auf. Mäßig steiles Pfetendach, heute von Ziegeln bedeckt.



ben durch ihren auffälligen Aspekt stets den Eindruck von etwas Besonderem erweckt. Der Wohnteil mit der üblichen Einteilung ist als massiver Steinbau mit einem in Ständerkonstruktion erstellten Wirtschaftsteil unter ein Dach gebracht worden. Die zentrale Küche ist oft von einem Gewölbe überdeckt und ließ ursprünglich die

für die Rätoromanen ist und im übrigen die jüngste Hausform in der Schweiz darstellt. Ein Blick auf den Grundriß des Hauses (Abb. 4) zeigt deutlich die Herkunft: die zweiraumtiefe Anlage, Küche (und Chaminada, ursprünglich Wohnraum, später Vorratskammer) mit einer angestoßenen Stube. Statt nun durch weitere Unterteilung

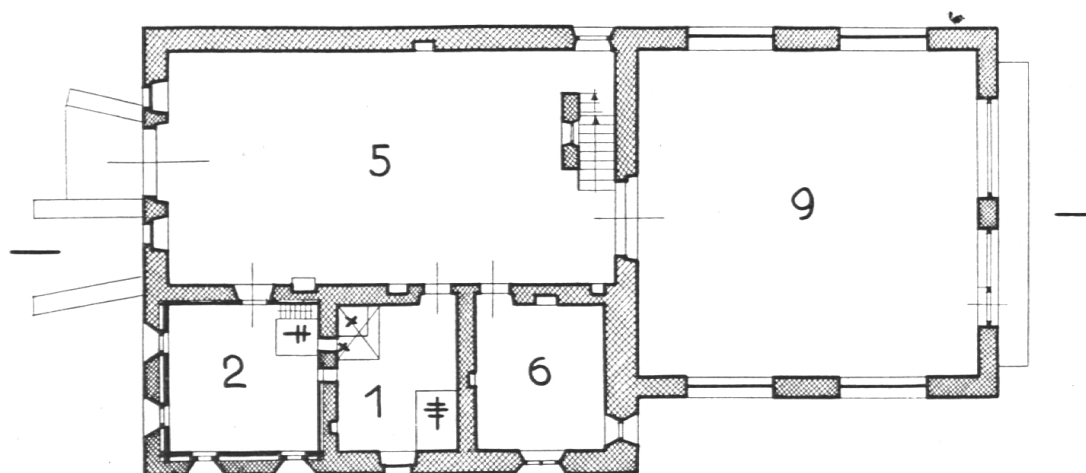


Abb. 4:

EINHAUS IN SILS, Kt. Graubünden

Wohnteil mit hinzugefügten Höfen und Wirtschaftsräumen. Vor dem Wohnteil der große Sulér, darunter der Cuort. Giebelseitig der Wirtschaftstrakt, im Erdgeschoß die Scheune, darunter die Stallungen. Massivbau mit ummanteltem Block (Stube), Wirtschaftsteil Mauerwerk und Blockbau gemischt.

erwärmte Luft und den Rauch in die Scheune streichen. Das Gebäude ist meist tief in den Erdboden eingegraben und weist eine größere Anzahl von Ständern auf, welche das Dach zu tragen haben. Dieses, mit einer Neigung von etwa 28 Grad, ist mit Schindeln bedeckt (neuerdings auch mit Ziegeln oder Blech) und dient zugleich als Wassersammler in den trockenen Karstgebieten des Jura.

Ein typisches Einhaus, das nachweisbar erst in historischer Zeit (nach 1500 ca.) aus einer Viehhofanlage entstanden ist, gibt den Bündner Hochtälern, vor allem dem Engadin, eine eigenartige Note. Es ist absolut keine Form, welche mit dem völkischen Namen (rätoromanisches Haus) belegt werden darf, da es gar nicht typisch

neue Räume zu gewinnen, wird dies hier durch Hinzufügen erreicht. Traufseitig neben dem Wohnteil wölbt sich der Wohnhof («sulér»), zugänglich durch das rundbogige Hauptportal. Von hier aus gelangt man einerseits in die Wohngemächer, andererseits in die giebelseitig angefügten Wirtschaftsräume. Unter dem Sulér, ebenfalls von außen zugänglich, liegt der Viehhof («cuort»), der Aufbewahrungsort für Geräte, Wagen, Schlitten usw., hier liegt auch der stattliche Dunghaufen; seitlich kann man in die Keller treten. Die Häuser besaßen ursprünglich den gemauerten Küchenteil und die Stube in Blockkonstruktion. Noch heute ist sie von einem wärmennden Block, der innen vertäfelt ist, umgeben, während von außen die mächtigen

Steinmauern mit den trichterförmigen Fensteröffnungen dem Haus einen massiven Ausdruck geben.

Weiteren Einhausanlagen eigener Art begegnen wir im westschweizerischen Reb- und Ackerland am Genfersee. Waren die Einhausbauten des Mittellandes und des Jura vorwiegend horizontal entwickelt, so bemerkten wir bereits im Einhaus des En-

gadins neben der horizontalen auch eine vertikale Anordnung der verschiedenen Räume. Noch stärker wird dieses Neben- und Übereinander in den westschweizerischen Hausformen. Charakteristisch ist die relative Kleinheit des Wohntraktes, dem nur ein kleiner Teil des Baues zugebilligt wird, während die Wirtschaftsräume über die Wohnräume hinübergreifen.

P. CHAMINADE UND DIE VOLKSSCHULE *

Zu seinem 101. Todestag

Von R. Loretan, Zürich

II. Chaminade und die Normalschule.

So erfolgreich und vielverheißend jene ersten Volksschulen der Gesellschaft Mariä auch waren, sie bedeuteten schließlich doch nicht mehr als den Tropfen Wasser auf dem heißen Stein. Chaminade mußte erkennen, daß seine Lehrer viel zu wenig zahlreich waren, um im Ringen um die Jugend entscheidend ins Gewicht zu fallen. Rechnete man hiezu die Lehrkräfte anderer Ordensgenossenschaften, so war die Zahl, gemessen an den so schmerzlich empfundenen Bedürfnissen, noch immer klein genug.

Da faßte Chaminade einen Plan, der es ihm ermöglichen sollte, den Einfluß seines Ordens zu vervielfachen. Was bis anhin seine eigenen Lehrer geleistet hatten, das konnten schließlich auch weltliche Lehrer erfüllen. Nur mußten diese hiezu herangebildet werden. Bestände nicht gerade hierin die schönste und zugleich fruchtbarste Aufgabe, die sich für einen Orden denken ließ, der ganz darauf ausging, die Zahl der wahren Christen zu vermehren?

Seit dem Frühjahr 1823 beschäftigte sich daher P. Chaminade ernsthaft mit dem Gedanken, Normalschulen zu gründen. Er

beauftragte sogar P. Lalanne mit der Ausarbeitung der Methoden, deren man sich an diesen Schulen bedienen wollte.

Der Gedanke war allerdings nicht neu in Frankreich. Bereits um 1684, also ungefähr 140 Jahre früher, hatte der hl. Johann Bapt. de la Salle ¹ eine ähnliche Anstalt errichtet, die aber bald wieder eingegangen war. Kurz bevor Chaminade damit auf den Plan trat, wurde der Gedanke von der Regierung selber aufgegriffen, doch nahmen alle diesbezüglichen Versuche ein klägliches Ende.

Nun aber schien die Vorsehung selber Chaminade in der Ausführung seines Vorhabens voranzutreiben. Inzwischen hatte die Gesellschaft Mariä in St. Remy (Haute-Saône) eine Liegenschaft mit ausgedehnten Gebäulichkeiten erworben. Sofort dachte Chaminade daran, hier eine Normalschule für die 150 Volksschullehrer des Bistums Besançon einzurichten. Schon das Jahr darauf, 1824, kam eine erste Verwirklichung zustande. Einige Priester des Bistums waren bereit, in St. Remy für die Volksschullehrer Exerzitien abzuhalten. Die Brüder wollten zwischen den religiösen Übungen pädagogische Konferenzen einschalten. Das Vorhaben fand selbst auf seiten der Behörde Unterstützung. Am 31. Mai 1824 lud

* Siehe »Schweizer Schule« Nr. 18, vom 15. Januar 1951.

¹ Über J. B. de la Salle »Schweizer Schule«, d. Jg. Heft 2, S. 41 ff.